

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 37.

Mittwoch, 13. Februar.

1929.

(3. Fortsetzung.)

### Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

Der Zeremonienmeister Nikolai von Moevgard beugt sich über Benitas Hand: „Nicht so entsetzt aus-  
sehen, Benita. Das sind kleine Unannehmlichkeiten.  
Raum der Rede wert. Man wird mit ihnen fertig  
werden. Helen war nur sehr erschreckt. Sie liebt Un-  
bequemlichkeiten nicht. Sie verliert die Fassung, wenn  
ihre Jungfer die falsche Toilette bereit legt. Das ist ja  
bekannt. Wir freuen uns auf Kolhas verheißenen  
Bunjch. Wo finden wir ihn?“ Und Nikolai Moev-  
gard reicht, mit der Sicherheit vollkommenster Beherr-  
schung jeder Situation, Benita den Arm.

Inzwischen ist auch der alte Baron Staden aus den  
riesigen Pelztiefeln geschält und geht an ihrer anderen  
Seite dem halbdunklen Empfangsraum zu.

Kolha klatscht in die Hände: „Ich bitte zum Souper  
den Bordeaux des Kammerrats. Gut temperiert. Und  
hier . . . rate, was ich noch auftrieb in der Stadt?  
Nein, unmöglich ist es, daß du darauf kommst . . .  
Also bitte: Malosol! Garantiert Dazu den Sauterne.“

„Ich werde Iwan rufen, damit du ihm deine Be-  
fehle geben kannst“, sagte seine Frau. Und diesmal  
lächelt sie nicht, wie sie es sonst oft bei seinen kleinen,  
immer selteneren Entgleisungen getan. Lächelt nicht  
fräulich vermittelnd, trotzdem sie seine Erregung aus  
allem heraushören mußte.

„Verzeih“, jagt er betroffen und geht selbst, den  
Diener zu suchen.

Baron Staden hebt das silberne Gefäß, worin der  
Brantwein zur Sakusta gereicht wird, an dem ge-  
schwungenen Henkel in die Höhe: „Unsere Heimat . . .  
unsere geliebte Heimat“, jagt er und fühlt dabei nicht,  
wie die klebrige Flüssigkeit ihm über die leise zitternde  
Hand fließt. Schweigend leeren die andern die kleinen  
Schalen.

„Sie wird bestehen. Sie wird alles überdauern,  
wie sie anderes überdauert hat.“ Die ernsten Augen  
des alten Herrn nehmen jeden einzelnen seiner Tisch-  
genossen in Bann. Es ist, als erteile er ihnen einen  
Befehl.

Benita Mironow sieht ihn an. Sie hat plötzlich das  
Gefühl, als sei er ihr näher als ihr Mann verbunden  
in vorbehaltloser Gemeinsamkeit. Und diese Gemein-  
samkeit schließt jetzt Kolha Mironow völlig aus, als der  
höflich nachdenklich einwirft: „Es sind zu viele, Baron  
Staden. Wäre es nicht besser, man sähe die Gefahr  
und würde ihr, so weit es noch möglich ist, begegnen?“

„Zu viele? . . . Zahlen entscheiden nicht. Haben  
in unserem Falle noch nie entschieden. Das wüßten  
Sie, wenn Sie unsere Geschichte inne hätten. Zu viele?  
Ich liebe das Wort nicht. Die Organisation ist die  
lebendige Macht. Nicht die Zahl.“

Kolha Mironow verbeugt sich stumm. Es sieht sehr  
gut aus, aber es scheint letzten Endes doch nur Ver-  
legenheitsgeste. Nicht Zustimmung.

„Wir hätten kaum solch kleines Häuflein bleiben  
müssen, das sich jetzt nicht mehr zu wehren vermag  
gegen die andern, wenn wir uns nicht so isoliert hätten.  
Auch uns hätte ein starker Stamm erwachsen können.“  
Helen Moevgard, in einer rasenden, nervösen Angst  
plötzlich ausbrechend, funkt den Baron böse an.

„Volksstamm, Helen? Nein, das sind die Balten  
nicht. Ein deutscher Herrenstand, dem die Aufgabe,

die er zu lösen hatte, aus dem Schicksal kam, das uns  
zu einer Einheit verschmolzen hat, wie selten einen  
andern Stand . . . Ich sollte meinen, wir haben nicht  
gewuchert mit unsern Kräften?“

Kolha Mironow steht auf und greift nach seinem  
Glase. In dem schweren Kristallkelch liegt der bern-  
steingelbe Wein: „Ich habe gutzumachen“, sagt er  
liebenswürdig. „Ein Zweifel an diesen Kräften war  
Sakrileg, das bekenne ich. Mich selbst haben sie . . .“  
Er bricht ab, horcht mit plötzlich entstelltem, blassem  
Gesicht. Lärm dringt aus der Halle . . .

„Das ist ja! Unerhört ist dies Betragen der Leute  
seit neuestem!“ Und er schiebt etwas zögernd den  
eigenen Stuhl zur Seite.

Aber Benita Mironow ist schon an der Tür: „Was  
gibt es?“ Ihre Stimme befiehlt.

Ein Mensch kommt wie gejagt hereingeschnellt.  
Schnee klebt an seinem Pelz. „Ich suche den Herrn  
Baron. Ich bin der Verwalter auf Staden.“ Seine  
Stimme schwankt, als sei er berauscht.

„Balthasar, hierher! — Sie erlauben, Benita.“  
Der alte Riese steht am Tisch, kerzengerade.

„Die Frau Baronin . . . der gnädige Herr sollte  
gleich mit mir fahren.“

„Was ist mit der Frau Baronin?“ . . . Nur um  
ein Weniges schieben sich die grauen Brauen in die  
Stirne.

„Sie haben bei uns heute Hausfuchung gehalten.  
Zum zweiten Male. Die Kerle haben gewußt, daß der  
Herr Baron zur Stadt gefahren sind. Aber sie taten  
so, als habe die Frau Baronin den Herrn versteckt.  
Wie sie das zweitemal wiederkamen, trat die Frau  
Baronin ihnen an der Tür entgegen und wollte ihnen  
den Eingang wehren. Aber einer faßte die gnädige  
Frau um die Taille. Ich stand dabei. Die anderen  
waren alle verschwunden. Die Kerle packten mich, als  
ich dem einen einen Schlag versehte, der die Frau Ba-  
ronin hielt. Sie haben mich eingesperrt. Vorhin  
liefen sie weg. Da habe ich die gnädige Frau gesucht.  
Lange . . . Im Gartenhaus dann . . . Sie lebt  
noch.“

Der alte Baron Staden hört nicht mehr. Er läuft  
barhäuptig in die Nacht. Balthasar mit dem Pelz ihm  
nach. Dann jagen Pferdehufe . . .

Eine halbe Stunde später fahren die Moevgards.  
Sie nehmen Madame Lätitia mit. Kolha hat darum,  
als er hörte, die Freunde wollten direkt in ihr Stadt-  
haus zurück, wo Moevgard noch wichtige Dokumente  
hatte, die ihm jetzt dort nicht mehr sicher erschienen.

Es ist Kolha anzumerken, daß er selbst am liebsten  
mit den Abfahrenden wäre. Aber er wagt es nicht  
auszusprechen, kaum zu denken, angesichts Benitas  
ruhiger Gelassenheit, mit der sie knappe, äußerst klare  
Befehle erteilt.

Die kleine Kesseluhr neben dem Bett tut den einen  
Schlag in die lastende Stille dieser Nacht. „Es ist, als  
fielen eine silberne Kugel schicksalhaft in eine Schale  
aus blauschwarzem Stein!“ denkt Benita Mironow  
schlaflos, gepeinigt. Und steht gleich darauf aufrecht  
auf dem weichen Teppich . . . horcht.

Aus Kolhas Zimmer kommt ein schriller, hoher



Schrei. Gleichzeitig schwirren Stimmen, dröhnt rohes Gelächter von dort herüber.

Eine Faust reißt den schweren Vorhang zur Seite, der ihr Zimmer von dem ihres Mannes trennt. Licht flammt auf. Sie greift nach der Decke, die über ihr Bett gebreitet liegt, wirft sie sich um. Grinsende Gesichter unter schwarzen, zotteligen Lammfellmützen stieren zu ihr herein.

Ein paar verwahrloste Burschen in grauen Militärmänteln schieben sich durch die Tür.

Aber da ist einer, größer, sehniger als die anderen. Schwarzes Haar, im Dreieck mit den Augenbrauen zusammenstoßend, quillt ihm unter der hohen Lammfellmütze hervor.

Mit gespreizten Beinen stellt er sich vor Benita, hebt das Gewehr den Eindringenden entgegen: „Keiner rührt mir die Frau an.“

Fortwährend klingen von nebenan die schrillen Schreie, Flüche und wiederndes Gelächter.

Plötzlich wälzt sich ein ineinander verkrampter Menschenknäuel herein.

Ein paar der Männer fliegen zur Seite. Auf Benita Mironow zu stürzt Kolha, liegt zitternd und umklammert ihre Knie.

„Hilf, Benita... Hilf mir. Dir tut er nichts. Es sind Indriks Leute. Sie wollen mich töten.“ Er wimmert.

Johlen antwortet. Benita Mironow schwankt. Sie greift nach dem Rand des Bettes, fällt darauf nieder.

Das ist Kolha Mironow... Dies der Herr auf Schwolin... Dieses kaltweiße, in lähmendem Entsetzen auseinanderfallende Pierrotgesicht unter der schwarzen Haarhaube. Die weißlichen Seide des Schlafanzugs schlottert. Das ist ihr Mann...

Gleich danach hat sie sich wieder in der Hand. „Sie dürfen dir nichts tun“, sagt sie, von unendlichem Mitleid überströmt. Da kriecht er näher zu ihr hin. Auf seinen Lippen liegen Blutstropfen.

Indrik läßt die Arme mit dem Gewehr sinken. „Faßt ihn, fort damit. Aber hebt ihn mir gut auf. Er gehört mir! Hände weg von der Frau.“

Eiserne Arme haben sie umfaßt. Sie wehrt sich vergeblich. Jemand schlägt die umklammernden Hände nieder. Dann ist sie allein. Vor den Fenstern liegt rote Blut, Tiere schreien.

Man hört das dumpfe Stampfen der Pferde. Neues Entsetzen jagt sie auf: Die Kinder!

Sie rennt durch die lange Flucht der Zimmer und Säle, die hell erleuchtet sind von den Flammen der brennenden Wirtschaftsgebäude.

Sie weiß nicht, daß sie die Namen der Kinder immer vor sich hinruft.

Manchmal ist es ihr, als drückten sich dunkle Gestalten an ihr vorbei. Schranktüren knarren, metallene Gegenstände klirren irgendwo aneinander. Überall ist heimlich drohendes Leben um sie. Sie achtet nicht darauf. Weiter!

Eine Tür tut sich auf. Ein Arm greift nach ihr: „Hier, Mamtatscha.“

Anna-Dorothees still gesagtes Kindergeflüster, von fernem Flammen überzuckt. In der Ecke kniet Tio, hält nach Art der estnischen Animen das Körperchen der kleinen Konstanze schaukelnd in den Armen und sucht es singend zu beruhigen.

Aber das Kind wimmert immer vor sich hin: „Die Tiere, meine lieben Tiere...“

„Sie haben die Stalltüren zugenagelt“, sagte eine tief: Stimme. Jetzt erst sieht Benita den riesigen blonden Esen, der allerlei Dedern und Rissen in ein Bündel zusammenschneuert. Es ist Tios Vater, der Gemeindefürst des Ortes. „Ich wollte warnen. Ich kam zu spät. Jetzt müssen wir versuchen, wie wir ungefahren wegkommen.“

„Wo ist Papa?“ Anna-Dorothee fragt ganz leise.

„Weggebracht. Aber ich hole ihn wieder.“

„Hat sie das selbst gesagt? Etwas in ihr schreit: „Niemand! Du kannst es nicht.““

„Er ist der Vater meiner Kinder. Ich werde ihn wiederholen!“ Sie murmelte es ein paarmal unhörbar

vor sich hin. Wie eine Aufgabe, die man mit äußerster Willensanstrengung in höchster Verwirrung zu behalten versucht.

„Meine Tochter begleitet die gnädige Frau. Die Kinder kommen mit mir. Ich bringe sie in die leere Hütte des Iwan. Am Waldrand, die gnädige Frau weiß Bescheid. Dort trifft man uns. Für die Kinder bürge ich.“

Endlos, endlos die Fahrt. Immer den Spuren nach, die die Rufen des Lastschlittens, auf den sie Kolha geworfen, in den Schnee gegraben haben.

Tio hat alles mit angesehen. Hinter den rauchenden Resten eines Stalles verborgen, in dem es stille geworden war.

Sie fand auch das struppige Arbeitspferd, das sich irgendwie losgerissen hatte und befreit herumläuft. Ein vergessener Schlitten stand am Wege. Tio spannte das Tier, das nach Brand roch, davor.

Im Walde wird es sehr schwer, die Spur beizubehalten. Es weht eisig vom Meer herüber, das tief und schwer atmet. Eischollen dröhnen gegen seine granitnen Ufer.

Und weiter... endlos. Endlos in der Dunkelheit.

Als der kalte Morgen heraufdämmt, rüttelt der Schlitten über die Kopfsteine in den Straßen einer kleinen Stadt. Soldaten füllen den engen Raum zwischen den alten Holzhäusern zu beiden Seiten.

Benita wirft dem Mädchen, das neben ihr sitzt, die Zügel zu: „Warte, dort ist Willum, der Kutscher.“

Er sucht sich an ihr vorbeizudrücken. Aber sie ruft ihn an: „Du wirst mir helfen, den Herrn zu finden. Er ist hier.“

Der Klang der Stimme zwingt ihn, still zu stehen. Das mongolisch breite Gesicht des Mannes bekommt einen scheuen, furchtsamen Ausdruck. „Ich weiß wohl, wo der Herr ist. Aber es ist gefährlich, etwas für ihn zu tun.“

„Du hast uns verraten und verlassen, du wirst gutmachen, Willum. Schämst du dich nicht? Nie hast du Unrecht erfahren bei uns. War es nicht immer, als ob du zu uns gehörtest? Trotzdem bist du davongelaufen, als es schlimm um uns stand! Jetzt sollst du mir helfen, daß ich ihm Essen bringen kann. Nichts weiter.“

Willum machte gut. Sie erhielt die Erlaubnis, ihrem Mann einen Topf Suppe zu bringen.

Ohne Waffen demütigend, qualvoll peinigend war es, bis sie die Verhöre der Kommissare hinter sich hatte. Ekel würgte sie, als sie die zerrissenen und verschobenen Kleider wieder zurechtzog, ehe sie in den Vorraum trat, wo Kolha sie erwarten sollte.

Doch das alles war ein Nichts, gemessen an dem Augenblick, da ihr Mann den klaren Plan zur Flucht — in den dampfenden Topf hastig hineingeklüffert, während die Wache mit den geschenkten Zigaretten sich beschäftigte — zu verwerfen drohte.

„Es geht nicht, sie fassen uns ab.“

Der Löffel in seiner Hand klirrte. Auf seine Stirne trat Schweiß.

Sie bog sich dicht zu ihm hinüber. Ihre Augen hielten die seinen fest: „Es geht...! Du bist um fünf Uhr, wenn Willum die Wache hat, am östlichen Tor. Dort warte ich mit dem Schlitten.“ (Fortf. folgt.)

## Heimat.

Es gleicht die Heimat einem Dom  
Von Orgelflängen rings erfüllt.  
Und wie in einem klaren Strom  
Ist uns ein tiefes Glück enthüllt.

Und alle Wege, lieb und traut,  
Sind ganz dem Menschenherzen nah.  
Der Sternenhimmel tröstlich schaut  
In uns'res Daseins Golgatha.

Und wandern wir auch weit von ihr  
Zu einem Glück in fremder Welt,  
Es ist uns immer, dort und hier  
Ein tiefes Heimweh zugesellt.

Franz Dingia.



## Der Hahn.

Von Artur Silbergleit.

Till Eulenspiegel war auf seinen zahlreichen Wanderfahrten durch Dorf und Stadt nach Köln gekommen, allwo es ihm sehr behagte. Die Bürger in den Wirtschaftshäusern waren behaglich und gutmütige Leute, die ihm gern einen Dumpfen Wein spendeten und zuweilen, in ausgelassener Stimmung, zu einer Kalbsbaze einluden. Welch tolles Leben pulsierte hier. Auch nach der Fastnacht schienen Männlein und Weiblein Narrenkappen zu tragen, und der Wind, der über die alten Giebel und Fassaden hinstrich, hatte wohl den Ton der Schellengläschen auf Tills närrischer Kopfbekleidung. Kurz, hier schien ewiger Karneval zu herrschen, und selbst der Mond bekleidete den gespenstisch aufragenden Dom der Stadt mit einer Fastnachtstapuze. Nur eine Sorge bedrückte Till. Aberall, wo er bisher um Arbeit angefragt hatte, verlangte man von ihm Ausweispapiere, wie von den anderen fahrenden Gesellen der Handwerkerzünfte, und der Tausendfassa der Landstraße besaß eben keine amtlich gestempelten Papiere. Rasch entschlossen, heckte Eulenspiegel wieder einmal einen seiner tollen Einfälle aus und setzte ihn in die Tat um.

In einer der Vorstädte von Köln befanden sich, wie er wohl wußte, einige Bauernsiedlungen: Acker, Gärten, Höfe, Stallungen und Hühnerzüchtereien. Till kletterte nachts über die Statuten eines Zauns, drang in den Hühnerhof ein und ergriß einen Hahn mitten am Hals, so daß das gequälte Tier zwar mit den Flügeln heftig um sich zu schlagen vermochte, aber seine gurrenden Laute nur gedämpft ausstosken konnte, und der Bauer nicht aus seinem Schlaf geweckt wurde. Dann rannte er, so rasch ihn seine Füße trugen, davon, überstieg den Zaun, steckte den Hahn in seinen Rucksack und verschürzte sein Schultergepäck so, daß nur noch eine kleine Lücke zur Luftzufuhr übrigblieb. Er pliff sich ein munteres Liedchen, kummerte sich kaum um die Kiteritis seines unfreiwilligen Begleiters, schritt der Stadt zu und nächtigte in einer der zahlreichen Herbergen für Fahrende. Am Morgen ging er zum Rathaus; sein Knotenstock und Rucksack begleiteten ihn. Er eilte in die Amtsstube eines der Ratschreiber, welche die Papiere für das reisende Volk auszufüllen und zu beglaubigen hatten. Ein kleiner stämmiger Mann mit dem Bauch eines Brauers schrie ihn an: „Wer bist du, und was willst du?“ — „Meine Ausweispapiere.“ — „Zeig' erst mal deine alten.“ Till erwiderte: „Ich heiße Matthias Schmidt, bin Tischler; mein Meister Johannes Gaul in Aachen bestätigte mir, daß ich fünf Jahre sein zweiter Geselle war. Man hat mir hier in der Herberge meine Papiere gestohlen.“ — „Glaubst du Narr“, grinst der Dide mit dem Galstassgesicht, „wir werden Deinetwegen einen reitenden Boten nach Aachen schicken, um die Wahrheit deiner Worte zu prüfen? Da kann ja jeder kommen! Scher dich raus“, und der Dide wandte sich bereits an einen zweiten Bittsteller und fragte ihn nach seinem Begehr. Da brauste Till auf: „Was, du willst ein frommer Christ sein und verweigerst einem armen Gesellen die Papiere. Weißt du nicht, daß ich ohne sie nirgends Arbeit bekomme?“ — „Salt's Maul, ich lab' dich rauswerfen!“ — Till höhnte: „Ich aber sage dir, ehe der Hahn dreimal gekräht hat, erhalte ich meine Papiere!“ — „Gotterbursch, freches Maul, dir werd' ich helfen.“ Der Schreiber betreuigte sich vor Till wie vor dem unheiligen Gottseibeiuns dreimal und bekam einen roten Kopf. Sein Kropf schien vor unterdrückter Wut zu schwellen. Aber Till blieb vollkommen ruhig, nahm seinen Rucksack von der Schulter und ließ ihn hart auf den Boden fallen.

Er hatte nämlich in aller Frühe den Hahn durch einige Tropfen Alkohol, die er in sein Futter hineinträufelte, betäubt. Jetzt aber erwachte der Held des Hühnerhofes durch den heftigen Anprall auf den Boden und begann ein schier ohrenzerreißendes Konzert. Der Schreiber erschrak heftig, wurde blaß wie die Wand und ließ vor Entsetzen über den unheimlichen Gast seinen Gänsekiel fallen. „Jesus, Maria, Reh' mir bei!“ Immer wilder kolkerte das gefangene Tier. „Schon gut, schon gut, du erhältst deine Papiere.“ Der Dide beeilte sich, seinen Gast möglichst schnell jenseits der Türschwelle zu wissen und händigte ihm den Ausweis ein. Als Till sein Pergament in den Händen hielt, bereits an der Tür war, öffnete er seinen Rucksack; der Hahn sprang flügel-schlagend dem Schreiber ins Gesicht und ließ gerade auf einem seiner wichtigsten Dokumente einige unverkennbare Spuren zurück, so daß die Schriftzeichen besprenkelt zu sein schienen. Till lachte unbändig, schlug rasch die Tür zu und eilte über die Stiegen ins Straßengewühl. „Saltet ihn, haltet ihn!“, rief der Schreiber dem Mächtigen nach, aber kein Amtsdienner war zur Stelle und folgte dem Rufe. Und da es zu jener Zeit weder Telephon noch Radio gab, blieb der frevelhafte Schalk den Fangarmen der Justiz unerschreibbar.

## Aus der Geschichte der Barbieri.

Der erste Protektor der Barbieri. — Barbieri und Barbierstuben im Altertum. — Die Frisur des Mittelalters.

Von Dr. Leo Roszella (Berlin).

Ausgrabungen vorgeschichtlicher Orte brachten in der letzten Zeit zahlreiche seltsame Gegenstände ans Tageslicht, die man bald als Hilfsgeräte für den Gebrauch der antiken Barbieri erkannte. Es waren Steine von allerseitsamsten Formen oder Meeresmuscheln. Bei den Ausgrabungen aus der Bronzezeit fanden sich Messer, die man ohne Zweifel zum Rasieren gebraucht hatte. Allem Anschein nach war der erste Mäzen der Barbieri Alexander der Große. Dieser Feldherr bemerkte, daß die Feinde häufig seine Soldaten mit einer Hand am Bart packten und ihnen mit der anderen den tödlichen Stoß beibrachten. Um künftig solche Fälle zu vermeiden, befahl er, allen seinen Kriegern die Bärte abzurazieren. Bald folgten auch die Griechen dieser durch die Truppen Alexanders eingeführten Mode. Seitdem begannen sich die Männer in zwei Gruppen zu teilen: in bärtige und bartlose. Die Leute des Ostens schätzten stets das Tragen des Bartes; für sie bedeutete der Bart das stärkste Symbol der Männlichkeit und der Macht. Sklaven war die Barttracht verboten. Die Befenner des Islam sind stolz auf einen Reliquiar, eine Rasette aus Gold und Kristall, die ein Haar aus dem Bart Mohammeds einschließt. Jedes Jahr, wenn diese wertvolle Rasette geöffnet wird, strömen Tausende von Pilgern, selbst aus den entferntesten Gegenden Asiens, zu ihr. Die Männer der östlichen Länder benutzen stets das Wort „Bart“ bei ihren Beschwürungen. Heute kann man noch häufig den Schwur hören: „Beim Barte Mohammeds.“ Im Gegensatz zu den Mohammedanern liebten die Ägypter das Tragen von Bärten nicht, und die meisten von ihnen rasierten nicht nur den Bart, sondern den ganzen Kopf. Die von jenen Barbieren gebrauchten Rasierrmesser besaßen verschiedene Formen, aber alle ähnelten mehr oder minder einer kleinen Axt mit gekrümmtem Griff.

Die antiken Barbieri gebrauchten außer Rasierrmessern und Geräten zum Frisieren, auch spezielle Kosmetika zum Färben wie auch Flüssigkeiten zum Waschen der Haare. Darüber hinaus kannten sie verschiedene Salben und Parfüme.

Die älteste Notiz über Berufsbarbieri finden wir in den Büchern des Alten Testaments, wo die Rede von Joseph von Ägypten ist. Dort lesen wir, daß er sich, ehe er vor dem Antlitz des Pharao erschien, rasieren ließ und die Kleider wechselte. In einer anderen Stelle desselben Buches erfahren wir, daß den nach Ägypten entflohenen Boten David's dort alle Barthaare herausgerissen wurden. König David, der die Schande in ihrem vollen Umfang begriff, trug den Boten auf, nicht nach Jerusalem zurückzukehren, sondern sich in Jericho so lange aufzuhalten, bis ihnen die Barthaare wieder in der alten Länge gewachsen wären.

Die Griechen waren die wirklichen Schöpfer der Barbieri. In den „Briefen“ des Alkibiades finden wir in diesem Zusammenhange folgende Stelle: „Der Laden des Barbiers, der seine Gäste mit einem freundlichen „Guten Tag“ zu begrüßen pflegt, besteht aus zwei Teilen. Im ersten befinden sich Stühle und Geräte zum Rasieren der Barthaare, im zweiten ebenfalls Stühle und Einrichtungen, mit deren Hilfe geschickte Hilfskräfte Nägel beschneiden und überflüssige Haare herausreißen. Während des Einseifens und während des dann folgenden Rasierprozesses erzählt der Barbier Neuigkeiten und wiederholt die letzten umlaufenden Gerüchte von Ehestandalen. Nach dem Verlassen des Barbierlons geht man in einen anderen, wo man sich maniküren, pediküren und mit Quastensen einsalben lassen kann.“

Alles das schreibt ein Autor vor 2000 Jahren!

Man weiß heute noch nicht genau, wann der erste Barbier aus Sizilien nach Rom kam. Aller Wahrscheinlichkeit nach geschah dies zwischen 454 und 300 v. Chr. Anfangs wollten die römischen Bürger die griechische Mode nicht annehmen, aber mit der Zeit ließen auch sie sich von der Eitelkeit erobern, und so zählte man einige Jahre später auch in Rom bereits viele Barbieri.

Scipio Africanus war, wie es scheint, der erste Mann, der sich täglich rasieren ließ, und Marc Anton ließ sich, wie die Chronik berichtet, sogar mehrmals an den Tagen rasieren, an denen er sich zu Kleopatra begab. Die jungen Römer begannen mit dem Rasieren erst nach Beendigung des 22. Lebensjahres, und man feierte den Tag, an dem ein Rasierrmesser zum erstenmal das Gesicht eines Jünglings glättete, mit religiösen Zeremonien.

Unter den Engländern währte die Bartmode nicht lange. Die Urbewohner Englands ließen sich rasieren, während sie lange Schnurrbärte trugen.



Die bedeutenden englischen Krieger früherer Jahrhunderte und die legendären Helden werden stets als Träger langer Schnurrbärte geschildert, die ihnen bis zur Brust herabhängten. Die Druiden, Priester einer heute nicht mehr bestehenden Religion, rasierten stets die Opfer, die sie den Göttern darbrachten.

Die Barbier des Mittelalters erfreuten sich großer Hochachtung. Im Anfang der Regierungszeit Eduards II. oblagen ihnen auch die Funktionen der Chirurgen. Außer mit dem Rasieren befaßten sie sich mit Aberlaß, Ausbrennen von Wunden und Zahnziehen. Ähnlich war es in Frankreich, wo der Barbier und Chirurg zur Zeit Ludwigs XIV. eine geschätzte Persönlichkeit war. Die Vereinigungen der Barbierchirurgen wurden zeitweise zu so beachtlichen und reichen Organisationen, daß ihre Mitglieder große Empfänge zu Ehren von Herrschern veranstalteten. Oft ergingen Verordnungen, die dem Barbier chirurgische Tätigkeit verboten. Im 18. Jahrhundert führte man in den Friseurläden zur Unterhaltung der Gäste Orchester und Sänger ein.

Nicht wenige Barbier, die zu Ruhm und Vermögen kamen, werden in den Chroniken aufgezählt. Unter ihnen ist Olivier Daine, der Barbier Ludwigs XI., der Erwähnung wert, da er einen großen Einfluß auf die bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes besaß. Auch erfreute er sich einer nicht geringen Sympathie des Königs, so daß ihm dieser gestattet, in der Hofgesellschaft zu erscheinen.

Während der Regierung der Königin Elisabeth trugen die Männer ohne Ausnahme Bärte. In der Zeit der Stuarts kam die Mode auf, neben dem Bart lange und frisierte Schnurrbärte zu tragen. Während des Schlafes schloß man einen solchen frisierten Bart in einem speziellen Behälter oder Futteral vor der Verunstaltung.

## Feuerwehrübung im Dorf.

Von Siegfried von Begeßat.

Eine Feuerwehrübung im Dorf ist sicher eine sehr nützliche und zweckentsprechende Einrichtung. Auch wenn keine Spritze und nur ein alter, durchlöcherter Schlauch vorhanden ist, selbst Wasser ist nicht unbedingt erforderlich; in der Dürre haben wir uns auch so beholfen. Die Hauptsache ist, daß geübt wird. Und das geschieht auf folgende Weise:

Sonntags Punkt 2 Uhr versammeln sich viermal im Jahre alle Burschen und Bauern der umliegenden Ortschaften am Waldrande vor der Kapelle. Der Herr Wachmeister, der Herr Bürgermeister, der Herr Feuerwehrhauptmann und der Gemeinbediener schreiten die städtische Front ab, die in zwei Reihen aufgestellt ist. Dann ruft der Gemeinbediener nach einer Liste die Namen auf, und jeder muß antworten. Das dauert ziemlich lange, denn die Liste scheint nicht zu stimmen oder die Namensträger stimmen nicht; hier fehlt einer, und dort ist einer zu viel. Auch treiben die Burschen derbe Späße, es wird gelacht, geschwätzt, und der Gemeinbediener läuft aufgeregt hin und her.

Da setzt sich der Feuerwehrhauptmann für die Autorität des Staates ein: ein mit mächtigen Hahnenfedern geschmücktes Büschen auf dem Kopf, schreitet er fluchend die Front herunter und schafft Ruhe.

Nun ist der Augenblick für den Herrn Wachmeister gekommen, um auch die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit geltend zu machen. Er stellt sich mitten vor die Front, zieht ein weißes Fächchen aus der Tasche und liest die bezirksamtlichen Verordnungen über das Verhalten bei ausbrechendem Brande vor.

In diesen sehr ausführlichen Reglements ist alles nach Paragraphen ganz genau festgelegt, so daß es eigentlich nur noch zu brennen braucht, damit alles klappt. So erzählt man, daß es „Ordnungsmänner“ und „Spritzenmänner“ gibt, daß das Mitnehmen von Hund und Spazierstöden sowie das Rauchen streng verboten ist — ich verstehe schnell meinen Spazierstock hinter den Beinen —, und daß Zuwiderhandeln mit einer Geldstrafe bis zu 150 Mark oder sechs Wochen Gefängnis bestraft werden, alles laut § 168 einer Reichratsbestimmung. Ich handle also nicht zuwider und rauche keine Zigarette. Aber von meinem Stock trenne ich mich nicht — auch wenn sich der Reichsrat gegen ihn ausgesprochen hat.

Jetzt kommandiert der Feuerwehrhauptmann: „Achtung! Rechtsumkehrt! Vorwärts Marsch!“ Er selbst stellt sich an die Spitze, und der lange, dünne Zug setzt sich in Bewegung. Es geht fast so stramm wie beim Militär.

Mitten im Dorf, auf der Straße, machen wir Halt. Nun wird der alte, ehrwürdige Schlauch feierlich wie eine Reliquie

aus der Schmiede herausgetragen, auseinandergerollt und am Hydranten befestigt. Raum füllt sich der Schlauch mit Wasser, fängt er nach allen Seiten, nur nicht vorn, fürchterlich an zu spritzen; jeder versucht, irgendwo ein Loch zuzuhalten.

Ich entschieße mich, „Ordnungsmann“ und nicht „Spritzenmann“ zu sein und stehe respektvoll etwas zur Seite.

Endlich hat das Wasser die Spitze erreicht und springt zischend wie eine Fontäne hoch in die Luft. Und nun kann das eigentliche Üben beginnen. Das heißt, es wird überall hingespriht, wohin man nur spritzen kann: auf die Dächer, auf die Bäume, über einen Stall und in offene Fenster hinein, was besonderes Vergnügen bereitet. Ganz zuletzt bekommen sogar die Mägde, die drüben am Zaun stehen, eine Dusche ab, daß sie freischend auseinanderstieben.

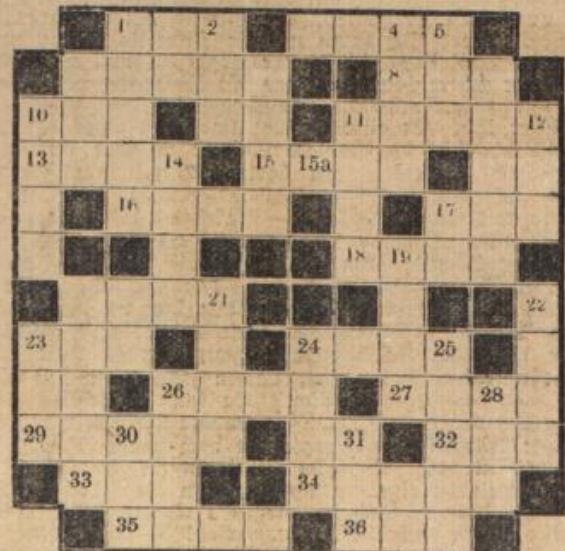
Schließlich wird auch auf unser Haus hinaufgespiht. Aber der Wasserstrahl reicht nur bis zum ersten Stock, und der Turm ist vier Stockwerke hoch! Doch der Bürgermeister versichert, daß es bei uns im Dorf „nicht gern brenne“. Und das ist sehr beruhigend.

Dann wird der alte Wasserschlauch wieder fortgetragen und zum Trocknen aufgehängt. Bis zur nächsten Feuerwehrprobe.

Und auch der Herr Wachmeister steckt sein weißes Fächchen mit den vielen nützlichen Verordnungen wieder ein und stolziert ins Wirtshaus.

Und alles setzt sich befriedigt zum Bier, um wenigstens den Durst zu löschen.

## Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Stadt in Westfalen. 2. Pelzwerk. 4. Tüde. 5. Feierliches Lied. 6. Riesen Schlange. 7. Musikzeichen. 8. Hilfszeitwort. 9. Männlicher Vorname. 10. Fischfett. 11. Geisteskranker Mensch. 12. Seltenes Wild. 14. Zahlwort. 19. Verwandte. 20. Teil der Kirche. 21. Pflanzenstamen. 22. Reichmetall. 23. Winterscheinung. 24. Fluß in Spanien. 25. Schiffsgesäß. 26. Milchprodukt. 28. Geograph. Bezeichnung. 30. Papstname. 31. Antilopenart. — Wa g e r e c h t: 1. Stadt in Bayern. 2. Gewicht. 6. Hausgerät. 8. Weiblicher Vorname. 10. Einfahrt. 11. Fluß in Frankreich. 13. Abgrenzung eines Gegenstandes. 15. Streit. 15a. Niederlassung (Ansiedlung). 16. Hinterlassenschaft. 17. Kleiderstoff. 18. Bildschrein. 20. Boranzeige. 23. Zahlwort. 24. Figur aus „Lohengrin“. 26. Verbrecherische Zueignung. 27. Schwimmvogel. 29. Gemüsepflanze. 32. Hafenstraße. 33. Wild. 34. Bernadter. 35. Vorbedeutung. 36. Zeitmesser. (h = ein Buchstabe.)

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 31: „Wer einsam ist, der hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut.“ (Wusch) 1. Wisent. 2. Efeu. 3. Rembrandt. 4. Erasmus. 5. Influenza. 6. Rarew. 7. Sanatorium. 8. Apostroph. 9. Maleachi. 10. Mar. 11. Seite. 12. Treibjagd. 13. Delta. 14. England. 15. Raufbold. 16. Sedin. 17. Aida. 18. Telegramm. 19. Erbfe. 20. Saloniki. 21. Gubrun. 22. Urteil. 23. Tolstoi. 24. Weinbergschnecke.